
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 256 Bydgoszcz / Bromberg, 7. November 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Martha kommt wieder aus dem Zimmer heraus und knotet ihr Tuch fester unter dem Kinn und eilt davon.

Nach einer Weile kommt Brita in die Küche, sie hat einen schweren, nicht mehr neuen, aber noch ganz gut erhaltenen grauen Wintermantel an und eine gestrickte Wollmütze auf ihrem Kopf.

Die Kolgan wirft einen flüchtigen Blick auf sie, spielt aber gleich wieder mit ihren Handschuhen.

Brita stellt ein kleines schmales braunes Köfferchen, das sie mit aus dem Zimmer gebracht hat, auf den Küchenboden und holt nun das Kind und setzt sich auf den Stuhl, auf dem vorher Martha Flink gesessen hatte. Langsam läßt sie ihre Blicke über die Kolgan hinweg, die beinahe wie zusammengefallen dasitzt, durch die Küche schweifen.

„Haben Sie alles?"

Brita nickt nur ganz kurz mit dem Kopf.

„Ich verstehe, daß Sie keine freundlicheren Gefühle gegen mich hegen können, aber ich möchte Sie noch einmal an das erinnern, was ich Ihnen vorhin gesagt habe — überlegen Sie sich die Worte nochmals ganz genau und vertrauen Sie darauf, daß Sie mit der größten Rücksicht behandelt werden. Es liegt mir wirklich außerordentlich viel daran, daß Sie Ihre Ruhe bewahren und daß Sie frisch bleiben, schon wegen des Kindes."

„Ich kann das verstehen!" Ein schneidender Hohn liegt in Britas Stimme. Sie weiß das ja, sie hat es ja schon so oft aus dem Schicksal von Bekannten und Freunden erfahren, daß man Leute, deren Vernehmung aus irgendwelchen Gründen besonders wichtig erscheint, vorher mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und ihnen sogar alle Bequemlichkeiten verschafft.

Ein bitteres Lächeln liegt auf Britas Gesicht.

Sie weiß aber auch, wie die Behandlung später wird in beiden Fällen: sei es, daß man kein Geständnis ablegt oder wirklich eines abgelegt hat. Sie weiß das sehr genau. Und sie schaudert jetzt, weil sie an ein Gespräch denkt, das in den ersten Jahren einmal in ihrer und Axels Gegenwart in Moskau geführt wurde und wobei stundenlang über die Methoden in Zusammenhang mit dem Begriff der Staatsnotwendigkeit diskutiert wurde. Sie hatte damals geschwiegen und gedacht, die Männer müßten das wohl verstehen.

Die Tür geht auf und Martha Flink kommt herein und hinter ihr steht Sergej Grupin und hat die Mütze in der Hand.

„Komm herein, Sergej!" ruft Brita.

Sergej geht zögernd über die Schwelle und schaut schief auf die Russin. Er kennt sie und er weiß auch, welchen Beruf sie ausübt.

Sergej steht vor Brita und sieht sie fragend an. Sergej ist ein hochaufgeschossener Jüngling, das schwarze ungepflegte Haar fällt über Stirn und Ohren, das Gesicht ist schmal und bleich, er hat einige Sommersprossen und hat die schönen braunen Augen seiner Mutter.

„Sergej", sagt Brita und schaut zu ihm hinauf, „ich habe dir etwas zu sagen und deshalb habe ich dich rufen lassen. Ich weiß nicht, wann oder ob ich dich überhaupt wieder einmal sehen werde —"

Sergej nickt lebhaft mit dem Kopf zum Zeichen, daß er sich über ihre Lage und ihr Schicksal vollkommen im klaren sei.

„— und ich bitte dich darum auch, deine Mutter recht herzlich zu grüßen und ihr meinen Dank auszusprechen für ihre Hilfe in allen diesen Zeiten. Sage ihr, daß ich immer an sie denken werde und daß ich sehr traurig bin, daß ich ihr jetzt nichts schenken kann. Aber ich habe dich rufen lassen wegen einer anderen Sache, Sergej. Du bist seit langer Zeit nicht mehr zu uns gekommen —"

Sergej zieht seine Stirn in Falten und schaut auf seine Mütze, die er mit seinen langen Händen auf und nieder wendet.

„— und ich weiß auch, warum du das gemacht hast."

Sergej wird jetzt rot.

„Ich bin nicht gut zu dir gewesen, Sergej, ich war häßlich zu dir und das habe ich erst jetzt in diesen Tagen gefühlt und ich schäme mich darüber. Das mußte ich dir sagen und ich möchte dich fragen, ob du mir meine Häßlichkeit vergibst."

Sergej weiß jetzt wirklich nicht mehr, was er mit seiner Mütze und mit seinem langen Oberkörper anfangen soll, alles an ihm ist in Bewegung.

„Wenn du mir deine Hand gibst, dann weiß ich, daß du das alles vergessen willst."

Hastig wischt Sergej seine rechte Hand an der Hose ab und reicht sie Brita hin, und Brita drückt sie.

„So ist es gut, Sergej, du hast mir eine große Freude damit gemacht. Auch ich werde dir jetzt eine kleine Freude machen, hier mit diesem Gelde" — Brita zieht aus ihrer Manteltasche fünfzig Rubel heraus, sie hatte das vorbereitet — „kannst dir dafür kaufen was du willst, da soll dich kein Mensch danach fragen."

Sergej nimmt das Geld und dankt Brita und geht mit vielen Verneigungen rückwärts zur Tür. Man hört ihn in langen Sätzen durch den Flur springen.

Die Russin hatte während der ganzen Zeit auf Brita geschaut und Brita hatte das auch gefühlt, aber sich nicht darum gekümmert. Was ging sie in diesem Augenblick, was ging sie jetzt überhaupt noch das an, was diese Leute von ihr dachten? Das war jetzt alles völlig unwesentlich.

„Ich muß auf jeden Fall meiner Bewunderung für Sie Ausdruck geben, Genossin Lundström!" sagte nun die Russin.

Brita gibt keine Antwort

Die Russin steht auf.

Brita nimmt Abschied von Martha Flink.

„Bleibe hier wohnen, Martha, solange dies möglich ist. Ich weiß ja nicht, was aus mir wird!"

„Denk nur an meine Worte und dann werdet Ihr ruhig bleiben, und diese Ruhe wird Euch glücklich machen, Ihr werdet es sehen!"

Die beiden Frauen küssen sich.

Martha Flink trocknet sich die Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze.

Als sie auf den Bahnhof kommen, sieht sich die Russin aufgeregt nach allen Seiten um. Sie gehen an den Zug und bekommen ein Abteil für sich allein.

Die Russin beugt sich zum Fenster hinaus und schließlich hört Brita sie einen Namen rufen.

Ein kleiner dicker Herr kommt in das Abteil. Es ist der Genosse von der GPU, den die Russin „für alle Eventualitäten" als Begleitung mitbekommen hat.

Aus dem Gespräch entnimmt Martha, daß der Genosse am Bahnhof in Leningrad abgelöst werden soll und sich dann ungestört den Genüssen des Großstadtlebens hingeben kann. Die Kolgan ist nicht müde, ihm die verschiedensten Anregungen zu geben, sie scheint sehr genau Bescheid zu wissen.

Brita sitzt in der Ecke und hat das Kind in ihrem Arm und schaut zum Fenster hinaus auf die trostlose Landschaft, die erst im Süden einige Schönheiten, dichte Wälder und fruchtbare Täler, aufzuweisen hat.

Die Russin schickt ihren Genossen einige Male aus dem Abteil, damit Brita ihrem Kind ungestört die Brust geben kann. Er gehorcht ihr immer sofort, Brita hat den Eindruck, daß die Kolgan sehr viel zu sagen habe. Aber was lohnt es sich, darüber nachzudenken! Sie denkt jetzt an überhaupt nichts mehr, es ist ihr, als sei ihr Gehirn völlig ausgetrocknet und als würden ihre Augen immer matter und ihre Arme immer schlaffer. Sie fühlt, daß sie gar nicht mehr weinen kann. Und darüber ist sie froh. Denn so ist es leichter, den „anderen" keinen Triumph zu gönnen.

In Leningrad hat es die Russin sehr eilig, aus dem Bahnhof zu kommen.

Vor der Halle treten zwei Männer auf sie zu, die Russin stellt gegenseitig vor, es sind die Leute von der Staatspolitischen Verwaltung in Leningrad, der Genosse aus Petrosavodsk hat seine Pflicht getan, er darf jetzt dem Vergnügen nachgehen, die Russin wünscht ihm alles Gute und trägt ihm viele Grüße an Wontzov und Pottojev und an einige andere Genossen auf, die sie ja so schnell nicht mehr sehen werde.

Einer der Leningrader Genossen weist auf ein Auto, sie gehen zu ihm hin, Brita fühlt eine ungeheuere Schwäche in ihren Beinen und es ist ihr, als müßte sie umsinken inmitten all des Lärms und des Schreiens, das über den Platz wogt und tobt und ihren Ohren wehe tut.

III. Die Erwartung.

1.

Gösta Runemark hatte nach seiner Ankunft in Schweden sofort seinen Abschied eingereicht und bis zu seiner Bewilligung um Urlaub gebeten. Der Urlaub war ihm sofort gewährt worden.

Er war dann sofort nach Boden gefahren. Er hatte das Bedürfnis gehabt, sich mit einem Menschen auszusprechen, und da kam für ihn nur Major Holmström in Frage.

Holmström hatte ihm zugehört, Runemark verschwieg gar nichts, und hatte nur immer den Kopf geschüttelt.

„Was habe ich denn immer gesagt und was sage ich denn stets?" hatte der Major einige Male dazwischengerufen, als ihm Runemark von den unheimlich ausgedehnten unterirdischen Vorbereitungen erzählte und ihm Tatsachen und Namen und Daten nannte, die er von Tatjana erfahren hatte.

„Das kann ja schön werden!" hatte der Major zum Schluß gesagt. „Die machen ja einen schönen Pfannenkuchen aus uns und wir haben unterdes nichts anderes zu tun als ihnen den Zucker und das Kompott bereitzustellen!"

Der Major hatte angesichts aller Umstände, die er allerdings reichlich gegen all das abwog, was er „die Pflichten eines Offiziers in der Armee Seiner Majestät des Königs von Schweden" nannte, den Entschluß Runemarks gebilligt, besonders aber deshalb, weil Runemark sagte, daß er auf andere Weise, er müsse sich die Form natürlich erst noch richtig überlegen, der Sache des Vaterlandes besser dienen könne und er ja doch zur Hand sei, wenn es wirklich einmal gelte.

Tagsüber war Gösta Runemark entweder ausgeritten oder er hatte Spaziergänge gemacht, abends dagegen hatten die beiden Freunde zusammengesessen, wobei der kleine Hammarlund jetzt seltener zu sehen war, da er zum größten Mißvergnügen des Majors einer Tochter der Stadt den Hof machte.

Eines Tages aber war Runemark aufgebrochen, das Warten und die Ungewißheit über das Schicksal Tatjanas und seiner Schwester hatten ihn ungeduldig und ruhelos gemacht, er hatte sich auf eine kurze Fahrt begeben.

Er wollte die Gegenden und Stätten wieder einmal sehen, von denen ihm Tatjana erzählt hatte.

Runemark fuhr nach Narvik, er stand am Erzkai und er ging am Fjord entlang, durch den die Wogen des Atlantik hereinrollten in ewiger Bewegung, und er sah alles mit ganz anderen Augen als früher, wo er sich nur über die Naturschönheiten gefreut hatte.

Er fuhr nach Tromsö hinauf und er sah sich die Menschen genau an. Er sah da die stolzen und hohen Gestalten der norwegischen Bauern über die Landstraße schreiten, er sah ihr dichtes braunes Haar und ihre kühnen Nasen und den Adlerblick in ihren Augen.

Aber er sah auch andere Gestalten an den Kanten von Dörfern und Märkten stehen, die mit schleichenden Schritten um die Ecken gingen und mit schiefen und lauernden und höhnischen Blicken auf den gutgekleideten Fremdling blickten. Runemark wußte, was diese Blicke zu bedeuten hatten und er wußte auch, wie die Gewichte in dem Kampf um die Macht hier verteilt waren.

Runemark hätte jetzt in Tromsö auf einige Häuser deuten können, von denen er wußte, daß aus ihnen Gold und Gift hinauf in die kargen Bergwiesen getragen wurde und hinunter an die Ufer.

Runemark fuhr weiter und stand am Hafen von Hammerfest und stand auf dem Nordkap und ließ seine Blicke nach Südwesten zum Atlantik und nach Norden über das Eismeer schweifen. Er mischte sich aber nicht in die lauten und eifrigen und entzückten Gespräche, er ging für sich allein, er hatte anderes zu denken.

Runemark fuhr weiter und fuhr nun nach dem Osten und stand auch am Kai von Vardö und sah zu, wie die norwegischen Lotsen in schweigender Pflichterfüllung auf die Höhe hinausfuhren.

Dann fuhr Runemark südlich und hinüber nach Petsamo, und hier blieb er einige Tage in dem freundlichen Hotel und blickte durch die großen Fenster über Wiesen hinüber zu dichten Wäldern und zu reißenden Wildbächen.

Es waren viele Engländer hier, die hierher gekommen waren, um auf Lachsfang zu gehen, und obwohl Runemark für sich allein sein wollte, konnte er es nicht verhindern, daß er mit einem englischen Beamten näher bekannt wurde. Seine Gesellschaft erwies sich sogar als angenehm.

Der Engländer war im Kolonialdienst viel in der Welt herumgekommen, er kannte sie und er kannte auch die Menschen.

Aber als Runemark ihn einmal fragte, ob er wisse, warum er hier so ruhig auf Lachsfang gehen könne, sagte er nur: „Wir sind doch in Finnland." Und damit wollte er sagen, daß er sich in einem kultivierten Lande überall mit Ruhe und ohne Angst bewegen könne.

Das stimme, sagte da Runemark, aber ob er wisse, daß es vor nicht allzulanger Zeit noch sehr zweifelhaft war, ob dieser Boden finnländisch genannt werden könnte oder nicht, da schüttelte der Engländer den Kopf und sagte, da sei er wirklich nicht genau im Bilde.

(Fortsetzung folgt.)

Glück muß man haben.

Kleine Geschichten aus dem Reich des Zufalls.

Von Ralph Urban.

Glück im Unglück hat jeder schon einmal gehabt, und gar mancher hat schon den kalten Atem des Gevatter Tod gespürt, als er ganz knapp an ihm vorüberging. Oft leistet sich aber der „glückliche Zufall", wie wir ihn zu nennen pflegen, ganz unglaubliche Dinge.

Ausflug aus dem vierten Stock.

Herr Roch aus Wien, II. Bezirk, beunruhigte seit einem halben Jahr seine bessere Hälfte durch nächtliche Streifzüge. Nicht, daß er zu später Stunde mit den Schuhen in der Hand ins eheliche Schlafgemach geschlichen kam, nein, Herr Roch war ein vorbildlicher Mann, der fast nie ausging. Und wenn schon, dann nur mit Frau. Also ein Muster. Trotzdem geisterte er herum. So fand ihn seine Gattin eines Nachts in der Küche, wie er in der Maschine Kaffee mahlte, der gar nicht drinnen war. Ein andermal wurde sie wach, hörte im Nebenzimmer Geräusche und entdeckte alsbald ihren Mann am Schreibtisch, wie er mit dem bloßen Finger Akten unterschrieb. Frau Roch hatte mithin Grund genug zur Besorgnis, zumal ihr Gatte alle diese Dinge im Schlaf verrichtete. Also zum Arzt mit ihm. „Da kann man nichts machen", sagte der Doktor, „es wird schon wieder vergehen."

Gleich verging es allerdings nicht, hingegen verging Herr Roch beinahe. Eines Nachts stieg er im Nachthemd aufs Fenster seiner im vierten Stock gelegenen Wohnung und trat ins Freie — wie man so sagt. Unterwegs erwachte er, aber da war es schon zu spät. Ein Wachbeamter hörte den Körper aufschlagen und eilte hinzu, um sich der Leiche anzunehmen. Er war nicht wenig überrascht, als sich der Mann aus den Sträuchern, die den Vorplatz des Hauses umgaben, eigenhändig herausarbeitete, sich hinter dem Ohr kratzte, zu seiner Wohnung hinaufsah und sprach: „Wie komme ich hinein? Ich habe keine Schlüssel mit." Natürlich kam er hinein, es wäre nur lehrreich gewesen, das Gesicht von Frau Roch zu sehen, als sie auf das Klingeln die Tür öffnete und der Mann im Nachthemd draußen stand. Bis auf ein paar Hautabschürfungen war er vollkommen unverletzt geblieben. Und das Schlafwandeln ist ihm seither tatsächlich vergangen.

Die segensreiche Ohrfeige.

Ein aufregendes Erlebnis hatte eines Tages Mister Forster in Newyork. Still und traurig wie immer fuhr er in seinem phantastischen Sechszylinder durch die 142. Straße. Er hatte kaum 40 gemütliche Stundenkilometer am Tachometer, als sich plötzlich knapp vor ihm vom Gehsteig ein verlottert aussehender Mann loslöste und in die Fahrbahn hineinlief. Das Horn heulte auf, die Bremsen quietschten — zu spät. Der Mann machte einen Salto, saß gleich darauf auf der Motorhaube wie eine Kühlerfigur, rutschte wieder ab und lag eine Sekunde später auf dem Pflaster. Der Wagen stand, Herr Forster sprang heraus, um sich um den Verunglückten zu bemühen. Der rappelte sich aber eben allein hoch, betastete sich von oben bis unten und langte dann dem Herrn Forster eine, daß sich der um seine Achse drehte.

„Was, du freches Rindvieh!" brüllte Forster und verabreichte dem Angreifer einen Kinnhaken, worauf der in seine ursprüngliche Stellung, in die Horizontale zurückging. Aber nun geschah etwas Merkwürdiges. Forster hob den Mann auf, nahm aus der eigenen Brieftasche ein Bündel Banknoten, drückte sie dem Verblüfften in die Hand, fiel ihm um den Hals und rief mit tränenerstickter Stimme: „Mein Freund, Sie können von mir haben, was Sie wollen!"

Die Umstehenden dachten zuerst, der Gentleman mit dem Auto wäre verrückt geworden. Dann aber stellte sich heraus, daß Forster soeben die Sprache wiedererlangt hatte, die er vor sieben Jahren bei einem Unfall eingebüßt hatte. Und auch der arbeitslose Schlosser, der diesen außerordentlichen Glücksfall in seiner Dummheit verursacht hatte, fuhr dabei nicht schlecht.

*

Der Schatz unter der Stallmauer.

Auch der Bauer Roman Hernic in Borotin (Polen) hatte noch Glück in all seinem Unglück. Eines Tages schlug der Blitz in sein Anwesen. Haus, Scheune und Stall brannten nieder. Alles unversichert. Traurig kratzte Hernic auf dem Grabe seiner Habe herum. Zwecklos — dachte er schließlich, denn das Feuer hatte so grimmig gehaust, daß nicht einmal ein Nagel mehr verwendet werden konnte. Seine Verzweiflung wurde plötzlich zur Wut, und er gab der einzigen, nur halb eingefallenen Stallmauer einen herzhaften Tritt. Worauf sich ein Teil der mißhandelten Mauer zur Seite legte und sich mit der üblichen Staubwolke in die einzelnen Bestandteile zerlegte. Dabei klirrte etwas. „Seit wann klirrt eine Mauer?" fragte sich Pan Hernic ganz richtig und forschte nach der Ursache. Ein altösterreichischer Dukaten, den er zuerst fand, spornte ihn an. Bald entdeckte er einen Goldrubel, dann eine goldene Kette, Silber und mit Brillanten besetzte Schmuckstücke. Irgend ein unbekannter Flüchtling muß den Schatz, als die Russen in Galizien eindrangen, oder später, als die Österreicher sie wieder hinauswarfen, eingemauert haben. Jedenfalls hatte dieser Mensch, der sicher nicht mehr unter den Lebenden weilte, damit ein gutes Werk getan, denn der Bauer Hernic konnte sein abgebranntes Anwesen ganz neu aufbauen.

Tausend Pesos und eine schiefe Nase.

Der christliche Seefahrer Sven Andersen hatte auf einem Südamerika-Frachter angeheuert. Nach der langen Fahrt bat er in Rio um Landurlaub, denn er hatte einen höllischen Durst. Also ging er ans Löschen, und er löschte nicht schlecht. Er war ein gutmütiger Kerl und verstand auch Spaß. Nur seine schiefe Nase, die nun einmal bei einer Keilerei ihre ursprüngliche Richtung eingebüßt hatte, durfte nicht bespöttelt werden, denn dann wurde er böse. In der soundsovielten Kneipe, die der Vollmatrose an jenem Abend besuchte, saß da an der Bar eine Figur, die sich schon eine Weile über den wackeren Seemann lustig machte. Andersen grunzte nur mißbilligend. Bis der Kerl meinte, Andersen müsse immer bald zurückkommen, wenn er seiner Nase nachginge.

Da stand der christliche Seefahrer auf, krempelte sich die Ärmel hoch und griff nach jenem schmächtigen Mann, um sich ihn einmal aus der Nähe anzusehen. Darauf hatte der Bursche nur gewartet. Wusch — schon bekam der Matrose eine Ladung Pfeffer ins Gesicht. Durch den höllischen Tränenschleier sah er dann noch, wie der Feigling mit einem kleinen Handkoffer unter dem Arm die Flucht ergriff.

Andersen heulte auf und stürmte ihm nach. Auf der Straße angelangt, sah er auch schon einen Mann mit einem Handkoffer vor sich. Mit einem herzhaften Schwinger legte er ihn zu Boden, stellte ihn auf die Beine, legte ihn wieder nieder und so fort. Der Mann schrie wie am Spieß, bis zwei Polizisten ihn befreiten. Jetzt erst erkannte Andersen, daß er sich geirrt und einen wildfremden Menschen bearbeitet hatte. Sonderbarerweise verzieh ihm der Mißhandelte sofort und bat die Polizisten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber die Gerechtigkeit waltete bereits, beide mußten mit zur Polizei. Plötzlich wollte der Angegriffene ausreißen, aber einer der Polizisten holte ihn ein. Auf der Wache kam Andersen vorläufig ins Loch, wo er Zeit hatte, über sein Elend nachzudenken. Früh am Morgen ging sein Schiff in See, sicher erhielt er ein paar Tage Haft — nicht auszudenken die üblen Folgen! Bald darauf wurde er dem Kommissar vorgeführt.

„Wir wollen diesmal ein Auge zudrücken", sagte der Beamte, „Sie können gehen. Und hier diese tausend Pesos gehören obendrein Ihnen!" Andersen griff sich an seine schiefe Nase, um sich zu überzeugen, ob er wirklich da wäre. Dann erfuhr er, daß der Koffer jenes falschen Mannes voll mit Banknoten gewesen sei, die von einem am gleichen Vormittag verübten Bankraub herstammten. Die Bank hatte tausend Pesos Belohnung für den Fang des Täters ausgesetzt.

Mazarin macht Geschäfte.

Historische Skizze von S. Droste-Hülshoff.

Wieder einmal riefen halbwüchsige Burschen in nachlässiger Kleidung und langen, wirren Haaren in den Pariser Straßen Flugschriften aus. Sie fuchtelten den Vorübergehenden mit den groben, grauen Zetteln vor den Augen herum und schrien: „Lest die neuen Verse über Mazarin, den Leuteschinder, den Unterdrücker, den Feind des Landes im Purpur! Lest von den neuesten sauberen Taten des fremden Verräters, des Steuererpressers im Kardinalshut und seiner habgierigen Günstlinge!"

Die Leute lachten, rissen Witze. Da und dort steckten ein paar Neugierige schmunzelnd die Köpfe über einem der grauen, schlecht bedruckten Bogen zusammen. Es war die große Zeit der „Mazarinaden", der Schmäh- und Spottschriften, mit denen die Anhänger der Pariser Fronde gegen den mächtigen verhaßten Minister Giulio Mazarin kämpften, dem man sehr innige Beziehungen zur Königin Anna, ja, sogar eine heimliche Ehe mit ihr nachsagte. —

Eine Stunde später lag das neueste Flugblatt im Palais Mazarin auf dem Schreibtisch. Der Kardinal verlangte jede der gegen ihn gerichteten Schmähschriften zu lesen. An sich ließen sie ihn kalt. Er fühlte sich darüber erhaben und pflegte die Verfasser der „Mazarinaden", hinter denen als geistige Urheber mancher hohe Adlige stand, selten streng zu verfolgen. Das neueste Blatt zeigte einen derben Holzschnitt: die verzerrte Figur des Kardinals steckte die Hand in den Geldbeutel eines jammernden Bürgers. Darunter standen in jämmerlichen Knittelversen Schmähungen über Mazarins neueste Steuererlasse. Gleichgültig glitt der Blick des Ministers über den verknitterten Zettel. Einige Augenblicke spielten seine schmalen Finger nachdenklich mit dem rauhen Papier. Plötzlich blitzte es in den schlauen dunklen Augen belustigt auf. Mazarin lächelte verschmitzt. Gleich darauf rief seine silberne Handglocke den Geheimsekretär herbei. —

Anderntags machten Beauftragte des Kardinals eifrig Jagd auf die gegen Mazarin gerichteten Flugschriften. Die Blätter wurden den Händlern abgenommen und in den Druckereien beschlagnahmt. Weitere Flugzettel, die sofort herauskammen und diese „neueste Gewaltmaßnahme" des Ministers geißelten, verfielen demselben Schicksal.

Auf einem Gesellschaftsabend, den „la grande Mademoiselle", eine Base Ludwigs XIV., in diesen Tagen veranstaltete, sprach man viel von den beschlagnahmten Flugschriften. Es war zu jener Zeit der Fronde in der Pariser hochadligen Gesellschaft Mode, zu „frondieren" und sich an den politischen Verschwörungen zu beteiligen, deren Häupter außer dem Kardinal Retz die Prinzen von Condé und Conti waren. Auch die Gespräche der vornehmen Damen drehten sich um die Politik. Die Verfolgung der Flugschriften verursachte allgemeines Kopfschütteln. Da kaum jemand eines der Blätter zu Gesicht bekommen hatte, riet man hin und her, was sie wohl Interessantes und Besonderes enthalten haben mochten. Es mußte Außerordentliches gewesen sein! Wenn man doch nur noch einige der Flugblätter beschaffen könnte!

Da trat die Herzogin von Abrantes zu einer Gruppe eifrig zischelnder Damen und Herren und flüsterte hinter ihrem Fächer, sie habe von ihrer Kammerfrau im tiefsten Vertrauen erfahren, daß ein paar Flugschriften der Vernichtung entgangen und bei Gianfalcone zu haben seien, einem italienischen Buch- und Papierwarenhändler in einer der kleinen Gassen hinter der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Natürlich verkaufe der Mann die Blätter nur im geheimen und gegen hohen Preis, immerhin — —

Die vornehmen Damen und Herren waren gern bereit, die interessanten Schriften mit Gold aufzuwiegen. Der italienische Buchhändler, der immer wieder etliche der heißbegehrten Flugblätter aus den Tiefen seines Gewölbes hervorzauberte, machte bald die besten Geschäfte. Jedermann wollte die Pamphlete besitzen. Sie waren im Grunde weder übler noch besser als frühere Mazarinaden. Da sie aber das Mißfallen des Kardinals so heftig erregt hatten, rätselte man an den derben Knittelversen herum und legte ihnen allerlei geheime Bedeutung bei. Gianfalcone verhandelte ganze Stöße der Flugzettel und versandte sie sogar gegen entsprechenden Preisaufschlag und mit viel Heimlichtuerei nach den Adelssitzen in der Provinz.

Zwei Wochen später stand der kleine, bucklige Gianfalcone, seines Zeichens ein harmloser Buch- und Schreibwarenhändler, im geheimen jedoch Spitzel und Kreatur des Kardinals, eines Abends im Arbeitszimmer des Palais Mazarin vor seinem großen Landsmann. Er überreichte dem Minister eine lange, sorgfältig geschriebene Liste und einige mit Goldstücken prall gefüllte, große Lederbeutel.

„Es war ein glänzendes Geschäfts, Ew. Eminenz, wirklich ein hervorragendes Geschäft!" dienerte Gianfalcone. „Die reichen Leute rissen sich geradezu um die schändlichen Papiere und bezahlten mir mit Vergnügen für jeden der Zettel zwei oder drei Goldfüchse! Nach Abzug aller Unkosten und der Belohnung, die Eure Eminenz mir auszusetzen geruhten, haben Eure Eminenz an dem Verkauf der beschlagnahmten Flugschriften über zehntausend Livres verdient!"

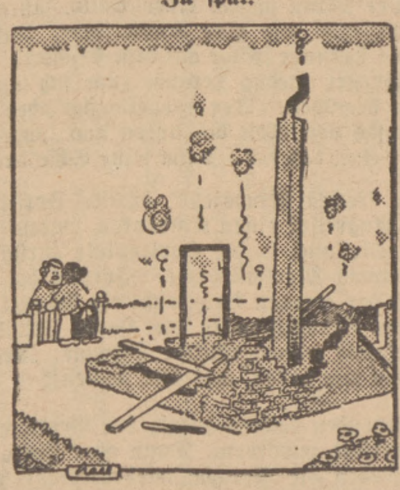
Ein spöttisches Lächeln umzog den scharfgeschnittenen Mund des Menschenkenners Mazarin. Befriedigt überblickte er die aufgereihten Beutel: „Nur der ist klug, der aus den üblen Dingen, mit denen ihn die Bosheit seiner Feinde zu verderben sucht, noch klingenden Vorteil für sich selber herauszuschlagen versteht — —"

Der Emir sagt es durch Spiegel.

Getreu der alten Weisheit „Lasset die Sonne nicht über Eurem Zorn untergehen!" schrieb das preußische Reglement dem Soldaten vor, daß er vor jeder Beschwerde, die er auf dem Herzen hatte, erst einmal ausschlafen sollte. Anders ist das Verfahren, das der Emir von Transjordanien bei seinen Unterführern oder Stammeshäuptlingen anwendet. Wenn sie über irgend etwas erbost sind und zur Waffe greifen wollen, müssen sie zunächst bei ihm Genehmigung einholen. Und dann werden sie in einem eigenartigen Vorzimmer empfangen. Die kriegslustigen Araber sehen sich plötzlich vor riesigen Spiegeln, die das Antlitz des Hineinblickenden fürchterlich verzerren. Die Wirkung ist völlig verschieden. Die einen verlieren den Mut, im nächsten Augenblick vor ihren Herrscher zu treten, und sie beeilen sich den Raum und den Palast so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Die anderen haben stärkere Nerven. Ihnen macht das Spiel erheblich Spaß. Sie schneiden Grimassen. Und wenn nun der kluge Emir sie zu sich bittet und ihnen ein köstliches Getränk vorsetzt, dann gelingt es ihm in der Regel ohne Schwierigkeit, das vordem so erhitzte Gemüt zu beruhigen. — Wie oft wird dieser Trick noch verfangen? Er hat nämlich schon eine ganze Weile seine Dienste getan.



Zu spät.



„Na, Frau Müller, jetzt ist es wohl Zeit, daß ich zu meinem Bügeleisen hineingehe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.